

Leseprobe aus:
Angela Lehner
Vaterunser



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER



**ANGELA
LEHNER**

**VATER
UNSER**

Roman | Hanser Berlin

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26259-1

© 2019 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

**VATER
UNSER**

Vor allem aber gabst du den Menschen die Treue
daß sie ihren Weg fanden
und nicht einander verloren.
Wenn aber einer wegging
so folgten ihm die Tränen und erreichten ihn
und segneten ihn.
Und sein Irrweg war eine Heimkehr

Christoph Zanon, *Schattenkampf*

TEIL 1
DER VATER

FAHRT

Man hat mir die Hände auf dem Rücken verbunden. Ich lehne mit dem Kopf an einer blickdichten Scheibe. Obwohl niemand raucht, erzählen mir die Sitzpolster von vergangenen Nikotingenüssen. Vor mir ist ein Gitter. Und davor sitzt eine Beamtin, deren Pferdeschwanz im Fahrtwind tänzelt.

Die Klimaanlage ist aus. Ich bin überrascht. Hätte ich die österreichische Polizei einschätzen müssen, hätte ich gesagt, dass die die Klima einschalten und gleichzeitig das Fenster runterkurbeln würden. Aber nein. Haben sie gar nicht gemacht. Ganz vernünftig sind die.

»Entschuldigung«, sag ich, »ich hätt gern etwas zu trinken.«

Keine Reaktion. Das ist mir unangenehm. Ich warte eine halbe Stunde und versuche es noch einmal.

»Verzeihung«, sag ich, »Durst.«

»An Durst hat's«, vernehme ich eine Stimme aus der Fahrerkabine.

»Ah, iatz hat's an Durst?«, sagt eine andere.

»Richtig«, sag ich, »einen Durst hab ich.«

Die Polizisten bemurmeln sich untereinander. Von vorne höre ich ein »In Ordnung«. In Ordnung, denke ich mir, ist doch ganz in Ordnung diese Polizei. Was haben denn immer alle?

Fünf Minuten später halten wir vor einer Esso-Tankstelle. Die Polizisten beraten sich via Funk mit der Zentrale, dann

steigt die pferdeschwänzige Beamtin aus und öffnet mir die Tür. Sie hat ein aufgemaltes Gesicht und bunte Nägel. Im Geiste nenne ich sie Maria. Neben Maria erscheint die andere Stimme aus der Fahrerkabine. Der Beamte ist klein und bullig wie ein Eierbecher.

Der Eierbecher geht jetzt in die Tankstelle. Erst als er über das Walkie-Talkie das Okay gibt, setzen wir anderen uns in Bewegung. Gut organisiert, diese Polizei, muss man schon sagen.

Die Polizistin gräbt mir ihr Nageldesign so tief in den Oberarm, dass ich fürchte, die kleinen Plastikglitzersteine könnten ihren Weg in meinen Organismus finden. Sie verbietet mir das Sprechen und bringt mich in eine Toilette. In der Kabine zieht sie mir die Hose runter und setzt mich auf die Kloschüssel. Ich krümme meine Hände zu Fäusten, damit die Finger den Toilettensitz nicht berühren, und versuche, nicht an *Feuchtgebiete* zu denken.

»Entschuldigung«, sag ich von unten zu ihr, »Durst hab ich.«

Sie ist überrascht, erinnert sich dann: »Ah, an Durst!«

Sie stellt mich wieder auf und zieht mir die Hose nach oben.

»Danke«, sag ich. Und als ich den Ansatz eines goldenen Kettchens an ihrem Schlüsselbein erkenne: »Vergelt's Gott.«

Ich werde in den Verkaufsraum der Tankstelle gebracht. Keine anderen Gäste. Die Verkäuferin zieht den Kopf in ihren grauen Pullover zurück wie eine Schildkröte. Maria hält mir eine Mineralwasserflasche ins Gesicht. Ich lehne mich vor und trinke aus einem roten Strohhalm.

»Ist Ihnen nicht heiß?«, frage ich die Verkäuferin nach einer Weile.

Sie schüttelt den Kopf und deutet auf einen Tischventilator neben der Kasse. Ich nicke und schaue mich um. Mein Blick trifft auf einen kleinen Altar, der auf einer leeren *Villacher Bier*-Kiste eingerichtet ist. Auf einem handbestickten Tisch-tuch liegt ein Rosenkranz neben einem gerahmten Porträt-foto von Jörg Haider. Darüber hängt ein kleiner Jesus auf einem Kreuz herum.

»Mein Gott«, sag ich, »sind wir in Kärnten?«

Die Verkäuferin nickt. Ich leere die Flasche in drei Zügen.

Vier Stunden später biegen wir in die Hütteldorfer Straße ein und jemand fängt zu summen an. Der Himmel wird schon kitschig, als das riesige, vergitterte Gelände vor uns auftaucht. Der Eierbecher steigt aus und streckt den Rücken durch. Formulare werden ausgefüllt, und ich lasse den Blick über Wien schweifen. Sommerabende versöhnen mich immer mit dem Leben.

Neue Menschen in neuen Uniformen übernehmen und ich nicke meinen Polizisten ein letztes Mal zu. Ein Mann führt mich über das Gelände. Unsere Schritte knirschen auf Kieselsteinen. Meine Beinmuskulatur ist die Steigung nicht gewohnt, und ich merke, wie ich mich bemühen muss, mit-zuhalten. Unsere Schuhspitzen werden mit jedem Schritt staubiger. Ich denke gerade, dass sich der Sommer aus der Erde holt, was er braucht, da biegen wir in einen asphaltier-ten Weg ein. Ein paar Meter geradeaus. Dann bleiben wir vor einem weißen Haustor stehen. Über dem Eingang lese ich die Nummer Fünfzehn. Der Pfleger beginnt, an einem großen Schlüsselbund herumzunesteln.

Ich schaue mich auf dem Anstaltsgelände um – nur ein wenig, ich will noch nicht alles sehen – und entdecke zehn Meter entfernt ein Grüppchen joggingbehoster Menschen im Gemüsebeet. Eine Frau mit breiten Schultern redet auf ein paar von ihnen ein, während andere die Ernte auf ein am Boden ausgebreitetes Tuch legen.

»Das ist aber pädagogisch wertvoll hier«, sag ich zu meinem Wächter.

»Is scho recht«, sagt er.

Das sagt er wahrscheinlich öfter. Mir steigt ein vertrauter süßlicher Duft in die Nase. Ich höre Unmutsrufe und drehe mich wieder zum Beet. Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit abstehenden Ohren stampft die säuberlich auf Tüchern ausgelegte Tomatenernte der Reihe nach mit dem Fuß platt. Sie schreit und legt sich die verbundenen Handgelenke an den Kopf, auf dessen Spitze ein brauner Haarknoten sitzt. Die Pflegerin stoppt das Tomatenmädchen, redet aufgebracht auf es ein. Da nähert sich den beiden eine weitere Gestalt. Sie hebt ihren dünnen Arm und legt die Hand auf die Schulter des Mädchens. Sie senkt den Kopf und flüstert ihm etwas zu. Es hört zu schreien auf. Da hebt die Gestalt ihren Blick und trifft auf den meinen. Sie erstarrt. Der Pfleger schiebt mich durch das mittlerweile offene Tor. Unsere Schritte hallen von den Wänden.

»Jemand, den Sie kennen?«, fragt er.

»Ja«, sag ich.

Ich bin nackt. Ausziehen musste ich mich hinter einem Paravent. Lustig eigentlich, dass das Ausziehen versteckt werden muss, aber das Nacktsein kein Problem ist. Eine Schwester

hat mich untersucht und ist dann hinausgegangen. Mich hat sie in einem Behandlungszimmer voller Skalpelle und Operationsscheren allein gelassen. Ich frage mich, ob ich mich wieder anziehen kann, setze mich dann aber, wie ich bin, auf die Untersuchungsliege und lasse die Füße baumeln. Ich will nicht, dass irgendjemand denkt, ich würde mich für meine Nacktheit schämen. Die Tür öffnet sich, und die Schwester kommt mit einem Arzt zurück. Er ist um die fünfzig und hat eine Halbglatze. Als er mich sieht, bleibt er stehen. Er fragt die Schwester im Flüsterton, ob die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen seien. Dann wendet er sich an mich:

»Wollen Sie sich nicht anziehen, Frau Gruber?«

»Nein, ist in Ordnung«, sag ich und schlage die Beine übereinander.

»Gut«, sagt der Arzt und kommt auf mich zu, um mir die Hand zu schütteln. Er schaut mir in die Augen: »Doktor Korb mein Name. Ich bin hier der leitende Psychiater.«

Am Ende des Satzes hebt er die Stimme, als würde es sich um eine Frage handeln.

»Schön«, sag ich und nicke interessiert.

Der Arzt zieht sich einen Hocker heran und setzt sich vor mich. Als er merkt, dass sein Kopf genau auf der Höhe meines Schoßes ist, steht er wieder auf.

»Ja«, sagt er, »Frau Gruber«, und sieht dabei die Schwester an, die regungslos neben der geschlossenen Tür steht, als wäre sie eine Topfpflanze.

»Ja«, sag ich.

»Ich komme später noch einmal vorbei«, sagt er und geht zur Tür. Als er die Klinke nach unten drückt, besinnt er sich, dreht sich um und nickt mir zu. Ich nicke zurück. Dann geht

er, und die Schwester folgt ihm. Bevor die Tür ins Schloss fällt, rufe ich laut: »Doktor!«

Ich rutsche von der Liege. Der Arzt kommt wieder herein. Hinter ihm sehe ich den Kopf der Krankenschwester ins Zimmer lugen. »Ja?«, sagt er und bremst sie mit der flachen Hand aus. Ich räuspere mich: »Ich habe eine Frage.«

Doktor Korb nickt: »Ja?«

»Ich möchte wissen, ob jemand namens Bernhard Gruber Patient hier ist.«

Er mustert mich. Zögert. Er will was sagen, doch ich schneide ihm das Wort ab.

»Das ist mein Bruder«, sag ich. »Ich glaub, ich habe ihn vorhin im Garten gesehen.«

Er schaut mich an, legt den Kopf schief. Dann nickt er. »Gut«, sagt er, »wir kümmern uns darum.« Er wechselt einen Blick mit der Schwester. »Gut«, sagt er, wieder an mich gewandt, »sonst noch was?«

»Nein«, sag ich. Er runzelt die Stirn und schaut auf den Boden. Dann nickt er und geht hinaus. Kurz bevor die Tür ins Schloss fällt, hält er sie noch einmal von draußen auf.

»Und ziehen Sie sich bitte etwas an«, höre ich ihn sagen.

ZIMMER

Das Zimmer ist nicht grauslicher als jedes andere Krankenhauszimmer auch. Das Unpersönliche ins Maximum getrieben, sodass sich niemand an etwas stoßen kann. An einem Einrichtungsgegenstand zum Beispiel. Rechts neben dem Eingang ist eine Schrankwand, auf der gegenüberliegenden Seite ein Bad. Zwei Krankenhausbetten nebeneinander, beide unbenutzt; ich werde alleine in diesem Zimmer wohnen. In der Ecke ein kleiner Fernseher mit einem Gestell an die Decke geschraubt. Daneben eine Kamera. Am Anfang wird man mich filmen nachts. Ich weiß Bescheid, ich musste unterschreiben. Ich trete ans Fenster und gebe mir nicht die Blöße, daran zu rütteln. Der Ausblick ist schön. Auf andere Pavillons, auf Wiesen, auf Wien. Ein schöner Ort, denke ich. Ohne zu klopfen, kommt eine Schwester herein und gibt mir ein Wäschebündel. Sie erklärt mir in Wir-Sätzen die kommenden Tage. Ich nicke. Als sie geht, bitte ich sie, zukünftig anzuklopfen.

Der Himmel ist mittlerweile schwarz geworden. Ich sortiere das Wäschebündel am Bett auseinander. Zwei Handtücher, zwei mintgrüne Jogginganzüge. Anstaltskleidung, die aussieht, als wäre sie aus Einweg-Handtüchern genäht worden. Anstaltskleidung, die in der normalen Welt sofort als solche erkennbar wäre. Unsägliche Unterwäsche. Nur für die Anfangszeit, hat Doktor Korb gemeint.

Die Dusche ist ein graues Viereck, das in den Boden

eingelassen ist. Die quadratische Form spiegelt sich im metallenen Gestänge auf der Decke wider, von dem ein weißer Duschvorhang herunterhängt. Obwohl die Luft schon stickig ist, dusche ich warm. Während das Wasser über meine trockenen Haare perlt, dann zwischen sie drängt, fahre ich mit dem Fuß die Duschtasse ab. Kleine graue Noppen, die mich am Ausrutschen hindern sollen. Als ich fertig bin, werfe ich das nasse und das trockene Handtuch über das Metallgestänge.

Um zweiundzwanzig Uhr ist Schlafenszeit. Ausreichend Schlaf sei das erste Prinzip für eine gesunde Psyche, hat man mir erklärt. Man wird das schon wissen, denke ich mir, während ich im Dunkeln zur Kamera hochstarre und überlege, ob ich eine kleine Showeinlage bringen soll, wenn ich schon gefilmt werde. Ein bisschen Masturbieren vielleicht.

Kurz vor Mitternacht stürmt ein Schwesterich das Zimmer. Ich habe im Schlaf geschrien. Wir beruhigen uns beide, ich mich schneller als er, dann schlafe ich wieder ein. Um eins weckt er mich erneut, als er kontrolliert, ob ich schlafe. Um drei wache ich durch einen Knall aus dem Bad auf. Ich denke an die Kamera und lasse mir nichts anmerken. Ich will heute Nacht mit niemandem mehr sprechen müssen.

Als ich am Morgen das Bad betrete, liegen meine Handtücher und der Duschvorhang als Haufen auf dem Boden. Die Duschstange biegt sich in zwei Teilen nach unten. Dort, wo die Stange zerborsten ist, fahre ich mit dem Daumen das spröde Material nach. Sollbruchstelle.

BERNHARD TREFFEN

Mittlerweile bin ich seit zwei Tagen hier und habe meinen Bruder nicht wiedergesehen. Ich hatte schon meine erste Gruppensitzung, aber jetzt streike ich. Ich sage nichts mehr, bevor ich Bernhard nicht getroffen habe. Doktor Korb weiß das. Er hat mich in ein Behandlungszimmer bringen lassen, in dem ich seit einer halben Stunde mit einem Pfleger warte. Ich sitze auf einem Drehstuhl und schraube mich abwechselnd hoch und runter. Das eine Nasenloch des Pflegers ist verstopft und pfeift bei jedem Atemzug leise. Er merkt nicht, wie ich minütlich gereizter werde. Dann taucht Korb endlich auf. Er sagt irgendetwas, aber ich höre nicht hin. Hinter ihm kommt die ausgemergelte Gestalt aus dem Garten herein: Bernhard. Er ist so groß geworden – und so dünn. Er trägt einen Jogginganzug, dessen Ärmel hochgekrempelt sind. Ich kann eine abgeklebte Kanüle in seiner Armbeuge erkennen. Kurz schaut er mich an, dann auf seine Füße. Er streicht sich eine nicht vorhandene Haarsträhne hinters Ohr.

Ich grinse.

»Hallo«, sag ich ganz überschwänglich und stehe auf.

Ich breite die Arme aus, aber mein Bruder bewegt sich nicht. Ich merke, wie seine Kiefer mahlen. Er schaut Doktor Korb an. Dieser kneift lächelnd die Augen zusammen, und Bernhard setzt sich langsam in Bewegung. Er kommt mir entgegen, als wäre er ein Kalb auf dem Weg zum Schlachter.

Zwanzig Zentimeter vor mir bleibt er stehen. Ich umarme ihn umständlich. Es ist furchtbar peinlich. Man könnte meinen, wir seien zwei flüchtige Bekannte, die sich zufällig auf der Straße begegnet sind.

»Na?«, sag ich und trete einen Schritt zurück. Ich bemühe mich, mein Grinsen zu halten. Bernhard öffnet den Mund und schließt ihn wieder. Er räuspert sich und versucht es noch einmal: »Hallo Eva«, sagt er. Er holt tief Luft: »Wie geht es dir?«

»Eh gut«, sag ich und lächle. »Dir auch?«

Bernhard nickt: »Ja.«

Dann dreht er sich wieder zu Korb. Der schaut zwischen uns beiden hin und her und notiert sich etwas auf seinem Klemmbrett. Ich überlege, was ich als Nächstes sagen soll. Langsam vergeht mir das Lächeln. Ich ärgere mich, dass mein Bruder nach all der Zeit nicht einmal kurz Smalltalk mit mir führen kann.

»Warum bist du hier?«, frage ich, und Bernhard dreht sich wieder zu Doktor Korb.

»Kannst du kein Deutsch?« Doktor Korb stellt sich anders hin, aber Bernhard reagiert nicht.

»Brauchst du einen Dolmetscher, oder was?«, sag ich und merke selbst, wie ich wütend werde.

»Hä?«, rufe ich.

»Das reicht«, sagt Doktor Korb und macht die gleiche Geste in meine Richtung, die er vor ein paar Tagen zur Krankenschwester hin gemacht hat. Der Pfleger stellt sich zwischen mich und Bernhard. Der wirkt erleichtert und tritt zum Ausgang. Doktor Korb geht hinterher und legt ihm eine Hand auf die Schulter. »Das haben Sie gut gemacht«, höre

ich ihn sagen. Sie verlassen das Zimmer. Ich lache laut auf. Es ist unfassbar. Der Pfleger schaut mich ernst an.

»Pscht«, sagt er.

»Pscht?«, fahre ich ihn an.

Er zuckt zusammen und weicht zurück. Ich nutze die Gelegenheit und laufe aus dem Zimmer. Am Gang drehe ich mich erst nach rechts, dann nach links. Ich sehe meinen Bruder und Doktor Korb am Ende des Flurs stehen.

»Bernhard«, schreie ich, so laut ich kann.

Die beiden drehen sich erschrocken zu mir um.

»Und«, rufe ich, »wie findest du das Wetter?«

BERNHARDS ANGST

Bernhard ist der einzige Mensch, dessen Furcht für mich schlimmer ist als meine eigene. Als Kind hat er mir einmal erzählt, dass er Angst hätte, mit dem Gesicht in den großen Kaktus am Treppenabsatz zu fallen. Er ging deswegen immer, mit der linken Hand ganz vorsichtig am Geländer dahingleitend, sehr langsam nach unten. Rauf ging es schneller. Auf dem Hinterkopf habe er ja keine Augen, die ihm der Kaktus ausstechen könnte, hat er mir erklärt. Ich lachte damals; und noch heute, wenn die Mutter davon spricht, lache ich. Wenn sie von den alten Ungeschicklichkeiten erzählt, um die heutigen zu übertünchen. Ich lache meinen dummen Bruder aus, der vor allem Angst hat. Es ist leicht, die Mutige zu sein neben einem solchen Feigling. Als Kind wäre ich die Erste gewesen, die Bernhard auf dem Schulhof verprügelt hätte, wäre er nicht mein Bruder gewesen. So verprügelte ich ihn zu Hause, wenn es die Eltern nicht sahen, und in der Schule tat ich das Gleiche mit allen, die ihm zu nahe kamen.

Was ich Bernhard nie sagen werde, ist, dass irgendwann auch mir bange wurde, wenn ich den Kaktus sah. Dabei saß auf seiner dicken Spitze sogar ein kleiner bunter Sombrero. Nicht, dass ich mich davor gefürchtet hätte, mich zu verletzen. Nein, der Gedanke an den blonden Haarschopf meines Bruders, sich devot vor einer Topfpflanze duckend, machte mich krank.

Bernhard hat am ersten April Geburtstag. Bernhard, unser wandelnder Aprilscherz. Wenn er Geburtstag hat, dauert die Nacht elfeinhalb Stunden. Wenn ich Geburtstag habe, ist sie ein bisschen kürzer. Der Vater und ich haben uns darüber gestritten, damals, ob der Tag mit der Dämmerung beginnt oder erst, wenn man die Sonne sieht. Für mich beginnt er mit der Dämmerung. Danach hat der Vater angefangen, mich zu wecken. Jeden Tag um halb fünf stand er in seinem hellblauen Pyjama, der ihm wahrscheinlich vor Bernhards Geburt einmal gepasst hat, an meinem Bett. Jedes Mal schloss ich die Augen gleich wieder, und jedes Mal klopfte er mir mit einer gelben, nach Nikotin stinkenden Fingerspitze so lange an die Stirn, bis ich sie offen ließ. Wenn es ein Morgen war, an dem meine Lider noch öfter zufielen, wanderte seine Hand immer wieder zur Brusttasche des Pyjamas, unter der sich viereckig das Zigarettenpäckchen abzeichnete. Das war bei ihm schon ein Reflex. Irgendwann schlug ich die Decke zurück und hob die Beine aus dem Bett. Bis heute schaffe ich es nicht, in einem Zug aufzustehen. Wenn die Füße den kalten Holzboden berührten, fuhr ich mit den Händen über die Oberschenkel und kratzte mir sämtliche Mückenstiche des Vortages auf. Und selbst wenn keine Stiche da waren: Immer musste ich mich kratzen. Ich erinnere mich an keinen Morgen meines Lebens, an dem ich nicht roten Dreck unter den Fingernägeln gehabt hätte.

Der Vater hatte Geduld. Mit verschränkten Armen stand er da, bis ich so weit war. Wir gingen gemeinsam nach unten, vorbei am Kaktus ins Erdgeschoss. Immer musste ich erst aufs Klo. Dort schlief ich wieder ein. Als ich schließlich ins Esszimmer kam, sah ich ihn durch die Terrassentür; wie er

wieder und wieder an der Zigarette zog und in den Himmel starrte. Heute frage ich mich, ob ich auf dem Klo kürzer geschlafen habe, als ich denke, oder ob er sich einfach eine nach der anderen anzündete, bis ich kam. Wir sprachen nie, doch ich wusste, wo ich mich hinsetzen hatte: mit Blick Richtung Osten, auf den noch grauen Himmel zwischen den Berghängen. Nach dem Rauchen verschwand der Vater immer in der Küche. Ich hörte Sachen umfallen, er war nicht besonders geschickt, und dann das Piepen der Mikrowelle. Er setzte sich neben mich, stellte mir Kakao hin, den ich nie trank, und wir schauten so lange in den Himmel, bis wir die Sonne orange glühend aufsteigen sahen.

Eines Tages kamen wir nach unten, und meine Mutter erwartete uns. In ihrem weißen Frottee-Bademantel saß sie mit einer Tasse Tee da – und wartete. Sie hatte das Radio eingeschaltet. Ich setzte mich neben sie, und der Vater ging den Kakao holen. Dann schauten wir zu dritt aus dem Fenster, während Bernhard oben schlief. Der Moderator sagte, dass Lady Di bei einem Autounfall verunglückt sei. Die Mutter stellte das Radio wieder aus, und wir gingen hoch. Der Vater weckte mich nie wieder.